



ANDREAS PFISTER

Wo die hellen Wasser rauschen

Der Wald war hier bis herab ins Tal gestiegen, einen uralten Hof, der einst ein Kloster gewesen, mit weichen Laubarmen halb umschlingend. Ein Silberbach plätscherte unten, aus den Wiesen leuchteten Primeln und Huflattichsönnchen, vereinzelt Obstbäume winkten mit blütenbeladenen Ästen. Am Rande einer leichten Anhöhe auf holperigem Feldwege wanderte Reinhard flußentgegen in die ostwärts aufragende, seltsam ineinandergeschobene Waldlandschaft der Haßberge.

Seit wenigen Wochen war er in einer nahen Sägemühle am Vollgatter beschäftigt. Allein auf sich gestellt — der Gefangenschaft entronnen, benützte er gerne die Sonntagnachmittage zu größeren Ausflügen in das herrliche Land mit seinen lieblich geschwungenen Hügeln und Bergen. Manches erinnerte ihn an seine alte verlorene Heimat in Schlesien. Rüstig stieg er im Forste höher. An der Seite rumorte der Wildbach, zur Linken wölbte der Hochwald seine mächtigen Wipfel. Rechts zum Graben hinab, wo das Wasser eilig über die Steine sprang, kletterten jüngerer Baumwerk und Büsche, die ihre flaumigen Kätzchen der Frühlingssonne entgegenreckten. Fröhlicher war ihm zumute. Amseln, Finken und Meisen probten ihre Stimmen — oh! wie schön könnte es in der Welt sein, wenn die Menschen nur wollten.

Plötzlich verhielt er seine Schritte. Stärker scholl des Baches Brausen — es mußte ein Wasserfall in der Nähe sein. Er wich vom Wege ab, drang durch Gedörne und Sträucher — vor seinen Blicken lag ein reizvolles Felsental, das sich nach oben zu enger Gasse türmte, aus der die gesammelte Flut über zernagte Felsenstufen stürzte. Wie Schnee stob der Schaum in Wirbeln, die bemoosten Wände glitzerten von Silberperlen und Sonnenfunken. Noch näher wollte er an den Wasserfall heran; seine kräftigen Schuhe

knirschten durch dürres Laub und Geäst — da jagte ein Rehlein aus dem Dickicht, quer über den Graben und tosende Wellen, nach rückwärts biegend in die Tiefe des Waldes. —

Wie angewurzelt blieb er stehen. Denn dort, wo das Kitzlein abgezweigt, auf überschattetem Felsenthron saß ein Mädchen, einen Zeichenblock über den Knien. Erschreckt schaute es zum Bachgrunde, vergaß jedoch bald die Störung und arbeitete weiter. Reinhard schob sich hinter einen Baum und sperrendes Gezweig und erfreute sich an dem köstlichen Bild. Vorsichtig zog er eine Flöte aus der Jacke und begann mit sanften vogelähnlichen tirilierenden Klängen, bevor er überleitete zu Eichendorffs Waldlied:

O Täler weit, o Höhen,
o schöner, grüner Wald
du meiner Lust und Wehen
andächt'ger Aufenthalt!

Er sah, wie sich langsam der Lockenschopf hob, zu lauschen den Tönen, die wie Goldfalter durch die Lüfte segelten, auf und nieder schwebten vor den Felsen und muntere Reigen schlangen um Bäume und Sträucher. Das Mädchen aber zeichnete weiter; doch schien es, als ob ihr Stift lebhafter über das Blatt hinglitt als zuvor. Nach der letzten Strophe trat Reinhard näher, mit kurzem Nachspiel und leisem Triller endigend. Als das Mädchen staunend aufblickte, sprach Reinhard lächelnd: „Der Wald scheint heute verzaubert“, und entschuldigend fügte er bei: „Ich glaube, wir haben uns schon gelegentlich im Dorfe gesehen.“

„Sie sind einer von den neuen Arbeitern im Sägewerk?“ entgegnete Thilde und legte den Block seitwärts, um Reinhard zu begrüßen.

„Ja, ich bin froh, fürs erste eine ordentliche Beschäftigung gefunden zu haben.“

„Sie sind nicht aus Franken?“

„Nein... ich habe keine Heimat mehr, bin Flüchtling aus Schlesien. Zu Beginn des Krieges stand ich als junger Forstgehilfe im Riesengebirge, wo die Berge höher aufragen als hier.“

„Sie sind Förster?“ Thilde nahm ihre Sachen vom Boden: „Da müssen Sie mit mir kommen! Mein Vater ist hier Oberforstverwalter, wir wollen uns am Baunachsee treffen. Ich bin nur etwas abseits gesprungen, weil ich gerne ein wenig zeichne.“ Sie errötete.

„Darf ich sehen?“ Er beugte sich nieder: „Oh! — — die Felsenstufen mit dem Wasserfall, dahinter dunkelnder Hochwald, und am Bach das Rehlein, das herabsteigt an dem Gestein, um seinen Durst zu löschen. Ich aber habe das liebliche Bild — und Sie bei der Arbeit gestört? Entschuldigen Sie bitte vielmals!“

„Es ist nicht so schlimm. Sie sehen ja, daß die Zeichnung ziemlich fertig geworden ist, Ihr treffliches Flötenspiel hat dazu beigetragen — ich höre Musik und Gesang persönlicher Art sehr gerne. Ohnedies wollte ich bald aufbrechen; meine Eltern werden sonst leicht ungeduldig. Kommen Sie doch bitte mit!“

Sie schritten über Teppiche von Anemonen und Leberblümchen, da und dort loderten Blüten des Seidelbasts oder läuteten einige Waldschneeglöckchen. An einer Stelle mußten sie eine schmale Schlucht auf einem querlie-

genden Baumstamm übersteigen. Manche nähere und heimliche Pfade wußte Thilde, sodaß sie sehr schnell ihrem Ziele entgegenkamen. „Einen kleinen Abstecher aber“, meinte sie, „müssen wir noch machen!“ Sie wandte sich nach rechts, einem vorspringenden Hange zu: „Hier stand einst die Wildburg, von wo man einen entzückenden Blick hinab zum Tale genießt, und wo wir als Kinder mancherlei fröhliche Spiele in der Ruine veranstalteten. Nach West und Nord öffnet sich das fruchtbare Saalegefilde, Dörflein an Dörflein glänzt herauf, und in der Ferne — schleierhaft mit den Wolken des Horizontes verwoben — grüßen die blauen Berge der Hohen Rhön. Nach Süden erstreckt sich der Lauergrund gegen Schweinfurt, dem Geburtsort Friedrich Rückerts. Hier aber in Oberlauringen und Großbardorf hat er seine Jugendjahre verbracht, und das ganze Haßbergland war ihm auch späterhin vielfach Wiege seiner Poesie. Sie kennen sicher eines seiner bekanntesten Lieber:

„Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
klingt ein Lied mir immerdar:
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
was mein einst war!“

Reinhard schwieg.

Ja — so weit lag es, so weit... sein Heimatland, unser Schlesien — und noch manch ander verloren Gebiet.

Sie traten zurück auf die Höhenstraße, die auf dem Kamm der Haßberge hinläuft, vorüber an Laubhügel und Nassacher Höhe zur Bettenburg, wo zu Zeiten des Christian von Truchsess Dichter und Künstler eine Heimstätte fanden, allen voran Friedrich Rückert, Jean Paul, Gustav Schwab. „Wäre es nicht schön“, sagte Thilde, „wenn Sie eine Sommerwanderung durch dieses gesegnete Land unternehmen wollten?“ „Ja — mit Ihnen, da Sie es doch so viel besser kennen!“

„Eine selten schöne Rundschau haben Sie“, ergänzte Thilde, „von der nördlichsten Höhe des Bergrückens, vom Judenhügel, zu den beiden Gleichbergen und an klaren Tagen bis zur Feste Koburg, in deren Nähe — in Neuses — der Dichter seine letzte Ruhe fand.“

Ein roter Milan zog hoch am Himmel seine Kreise. „Dort — unter seinen Ringen, von Wäldern umschlossen, dehnt sich der See, aus dem die Bauern ihren geheimnisvollen Lauf nimmt nach Südosten gegen Bamberg; wir sind schon ganz nahe.“

Lange standen sie am Ufer und sahen über die spiegelnde Fläche, darin Schwarzfichten, Buchen und duftgrüne Birken hinabtauchten in einen weiten Frühlingshimmel, über den einige Silberschäfchen zogen.

Plötzlich eilte Thilde zur Seite: „Ich muß meinen Eltern drüben einiges erzählen.“ Während Reinhard den Luftspielen blitzartig schießender Libellen zusah, löste sich vom gegenüberliegenden Gestade ein Kahn und glitt näher und näher. Thilde war es, die ihm jetzt fröhlich zuwinkte. Gleich sie nicht seiner Schwester, die er im Krieg verloren hatte.

Fast eine Stunde fuhren sie zu zweien — und hatten sich viel zu erzählen von Not und Tod, harter Arbeit und Zwiespalt auch in dem kleinen Dorfe, von neuen Zielen und Plänen — und vergaßen zuletzt Kahn und See; denn sie fühlten sich geborgen — und Reinhard spürte, daß er hier wohl eine neue und schöne Heimat zu finden vermöchte.

Ein Mann rettet St. Lorenz

Als die Nürnberger Lorenzkirche in großer Gefahr war

Es war an der Johanniskirchweih im vergangenen Jahr. Die Sonne meinte es gut mit den Nürnbergern, die diese Kirchweih wie ein großes Volksfest feierten. Es war die Zeit der Sommersonnenwende. Das Jahr wurde da festlich geteilt bei Bratwürsten, Bier und gemütlichen Reden. Die Wirtschaften waren bis auf den letzten Platz besetzt. Besonders die aber, die einen kleinen Garten ihr eigen nennen, konnten die Besucher kaum fassen.

Ich hatte ein schattiges Plätzchen im Albigsgarten ergattert, von dem aus ich das lustige Getriebe übersehen konnte und doch nicht zu nahe am brummenden Bombardon und an der laut wirbelnden Trommel der Blaskapelle saß.

An meinem Tisch befand sich ein Nürnberger, der genießerisch an seiner Virginia sog, und ein älteres Ehepaar, das, wie ich bald feststellen konnte, aus Norddeutschland zum Besuch der alten Noris gekommen war.

Ich hörte, wie beide über die Nürnberger Sehenswürdigkeiten sprachen, wobei sich die Frau besonders für die beiden ältesten Kirchen zu interessieren schien. „Wie schön ist es“, sagte sie, „— daß Nürnberg niemals im Lauf der Geschichte von Feinden eingenommen wurde; und wie traurig ist es, daß es der famosen Neuzeit vorbehalten blieb, diese wundervolle Stadt durch Luftangriffe so furchtbar zu zerstören. Ich habe vor allem die Lorenzkirche gesehen, wie sie 1945 aussah. Und ich muß mich immer wieder wundern, wie es die Nürnberger fertiggebracht haben, dieses kostbare Bauwerk wieder in der alten Form aufzubauen“.

Als das Wort Lorenzkirche fiel, sah der Virginienraucher interessiert auf. „Ja“, ließ er hören, „— die Lorenzkirche, unser Stolz“. Die beiden Fremden nahmen das Stichwort auf und lobten über alles die gotischen Schönheiten des Baues, der den Engelsgruß und Adam Krafts zauberhaftes Sakramentshäuschen als besondere Kostbarkeit birgt.

„Und doch war einmal mitten im Frieden die Lorenzkirche in großer Gefahr —“ sagte da der alte Nürnberger. „Mein Großvater hat es miterlebt...“ Nun war das Interesse der beiden Fremden geweckt und sie wollten davon mehr wissen. So begann der Mann zu erzählen, was er als Knabe von seinem Großvater oft gehört hatte.

„Ich habe daheim selber noch ein kleines Stück der abgeschmolzenen großen Glocke von St. Lorenz —“ begann er. „Es stammt von jenem Brand der Lorenzkirche, von dem heute eigentlich recht wenige etwas wissen.“

Man schrieb das Jahr 1865 und es war Dreikönigstag. Mein Großvater erzählte, daß es ein recht ungemütlicher Tag war, naßkalt mit Schneetreiben und Schneematsch. Zudem hatte der Himmel, der schläfrig auf der Stadt lag, die Farbe des Schwefels. Die Luft stand träge und dick und fühlte sich fast föhnig an. Der Luginsland, der Sinnwettbewerb auf der Burg und die Spitzen der beiden Türme von St. Sebald standen verhüllt. Nur das Turmpaar der Lorenzkirche ragte fast unnatürlich hell in den verhangenen Himmel. Die vergoldeten Ziegel des nördlichen Turmes prunkten wie umlächelt